

Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich
Band: 81 (2014)

Artikel: Kriegserinnerungen : der Rückblick eines Winterthurer Fabrikanten
Autor: Niederhäuser, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1045717>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Martin Achtnich-Raithelhuber (1883–1931): Fabrikant und Familienhistoriker.
(Winterthurer Bibliotheken,
Studienbibliothek)



Peter Niederhäuser

Kriegserinnerungen: Der Rückblick eines Winterthurer Fabrikanten

Mitte der 1920er-Jahre trug der Winterthurer Strickereifabrikant Martin Achtnich-Raithelhuber seine «Erinnerungen» an den Ersten Weltkrieg auf etwas mehr als 50 maschinenbeschriebenen Seiten zusammen und ergänzte seine Sicht wenig später mit zwei übergrossen Alben, die Bilder, Unterlagen, Zeitungsartikel und Notizen versammeln. Beide Bestände sind in sich geschlossen und gehören doch zusammen, und beide sind bis vor Kurzem als Teil des Familienarchivs kaum zugänglich gewesen. Es lohnt sich deshalb, die Schilderung des Kriegsalltags aus der Sicht eines Winterthurer Unternehmers mit familiären und geschäftlichen Beziehungen über Europa hinaus hier näher vorzustellen, Ausschnitte der schriftlichen Erinnerungen im Wortlaut abzudrucken und mit Abbildungen aus den Alben zu ergänzen. Natürlich sind die nachträglichen und subjektiven Ausführungen mit Vorbehalt zu lesen, trotzdem erlauben sie einen wertvollen Einblick in den Alltag eines mittelgrossen, exportorientierten Unternehmens, dessen Existenz mit dem Kriegsausbruch plötzlich infrage gestellt wurde.¹

Martin Achtnich übernahm 1907 nach dem plötzlichen Tod seines Vaters Walter Achtnich-Glitsch als 23-Jähriger eine Tricotfabrik, die 1886 gegründet worden war, aber auf eine bereits 1883 entstandene Maschinenstrickerei zurück-

ging. Die spätere Firma Sawaco (Société anonyme Walter Achtnich & Co.) konnte sich nach einer längeren Durststrecke als Winterthurer Betrieb etablieren und bestand als Familienunternehmen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein. Die mechanische Strickwarenfabrik produzierte zuerst vor allem Strümpfe, später immer häufiger Unterwäsche sowie andere gestrickte Kleidungsstücke und war sehr stark auf den Export nach England ausgerichtet. 1910 entstand eine Tochterfirma in Belfort, 1912 stieg Achtnich in eine niederländische Tricotfabrik ein. 1914 beschäftigte das Unternehmen im Winterthurer Stammhaus rund 450 Personen.

Die Firma weist nicht nur einen speziellen industriegeschichtlichen, sondern auch einen ungewöhnlichen familiären Hintergrund auf. Walter Achtnich und seine Frau Luise Glitsch waren Deutsche und gehörten der pietistischen Bewegung der Herrnhuter an. Im damaligen Schlesien östlich von Dresden geboren, lernte Walter Achtnich auf seinen Wanderjahren als Kaufmann eher zufällig die Stadt Winterthur kennen und baute sich hier mit einem Partner 1883 eine kleine Maschinenstrickerei auf, einen noch jungen, vielversprechenden Fertigungszweig. Mit dem Geld seines wohlhabenden russlanddeutschen Schwiegervaters Johann Caspar Glitsch, Inhaber einer Senffabrik in Sarepta an der Wolga (heute ein Stadtteil von Wolgograd), machte sich Achtnich 1886 selbstständig.

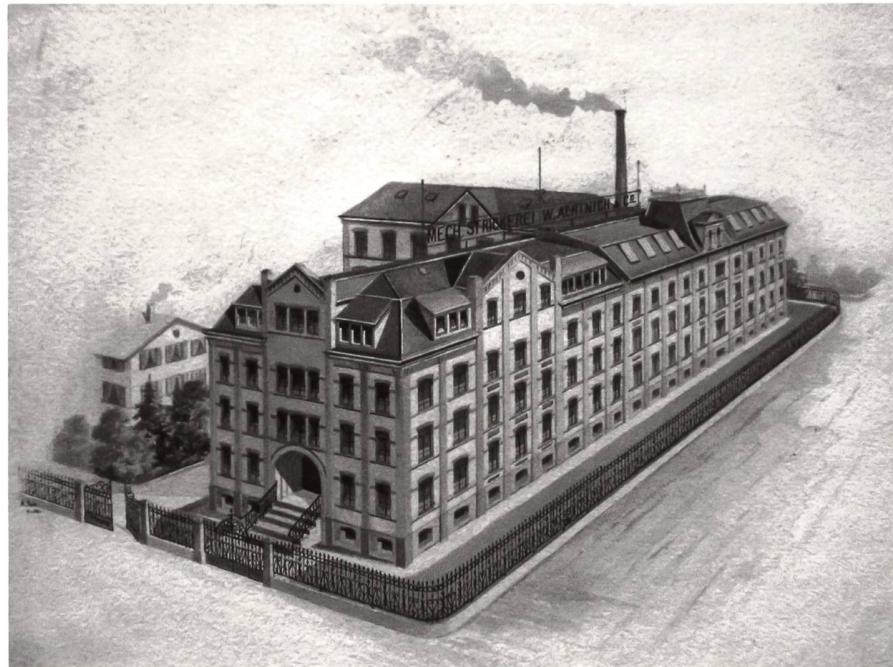
Der von einem bewusst gelebten Glauben und von der praktischen Nächstenliebe bestimmte pietistische Hintergrund prägte die Unternehmerfamilie. Über die Zugehörigkeit zur Herrnhuter Brüdergemeine waren die Achtnich zahlreichen Brüdern und Schwestern bis nach Amerika verbunden – Glaube und Verwandtschaft gingen Hand in Hand. Das weite Beziehungsnetz und das Zusammengehörigkeitsgefühl weckten auch das Interesse an den eigenen Ahnen und an der Vergangenheit im allgemeinen Sinn. So hinterliess Luise Helene Achtnich-Glitsch neben einer Familienchronik zahlreiche Gedichte und Texte zu Personen. Trotz der mühevollen unternehmerischen Tätigkeit kümmerte sich auch ihr Sohn Martin Achtnich, der 1912 die württembergische Fabrikantentochter Elisabeth Raithelhuber heiratete, um die Geschichte. Ihm verdanken wir die «Kriegserinnerungen», ihm verdanken wir zahlreiche Ahnentafeln und eine mehrbändige Familiengeschichte, die Wort und Bild verknüpft und

so eine einzigartige Quelle darstellt. 1926 beschrieb Martin Achtnich beispielsweise seine Faszination für den «Garten der Vergangenheit», der sich mit einem «Zauberschlüssel» öffnen lasse und der dazu einlade, selbst Hand anzulegen: Es sei «Pflicht der Lebenden, auch an die zu denken, die nach uns kommen und die gerne etwas über uns, die heute Lebenden, hören werden [...]».

Seine Arbeit galt der Strickerei, seine Freizeit der Geschichte. Martin Achtnich-Raithelhuber scheute keine Kosten und keinen Aufwand, ein breites und anschauliches Bild der Vergangenheit zu entwerfen und durchaus (selbst)kritisch sein eigenes Leben zu würdigen. Als der Fabrikant knapp 47-jährig am 9. Juli 1931 an Herzversagen starb, hinterliess er ein unvollendetes Werk, das von der Familie in jahrelanger Arbeit indes abgeschlossen werden konnte. Im Zentrum stehen die Ahnentafeln, während die «Kriegserinnerungen» innerhalb des familienhistorisch orientierten Engagements einen eigenen Rang einnehmen, aber ebenfalls gegen die Gefahr des Vergessens gerichtet sind. Aus der Überlieferung wird deutlich, dass Martin Achtnich-Raithelhuber während des Kriegs seine Erlebnisse und Gedanken notierte und unzählige Materialien zusammentrug, welche ihm die «Erinnerung» nachträglich erst ermöglichten.

Als bewusste «Kriegserinnerung» gewinnt der Rückblick Achtnichs einen besonderen, weniger der Familie als dem Unternehmen verpflichteten Quellenwert. Trotz seiner Schwiegereltern in Deutschland, trotz des Todes seines Schwagers Paul Raithelhuber 1917 in der Champagne oder seines Vetters Paul Glitsch in den russischen Revolutionswirren 1917 in Sankt Petersburg interessierte sich Achtnich hier weniger für die Familie oder für den familiären Alltag als für sein Geschäft und die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen. Obwohl ein «Schweizer» Betrieb, war die Strickerei vom Krieg stark betroffen. Rohstoff- und Ersatzteillieferungen, der Export wie der Zahlungsverkehr, Personalfragen und Anstellungsverhältnisse, der Kampf gegen eine kriegsbedingte Bürokratie und die Gefahr, auf schwarzen Listen der Krieg führenden Mächte zu landen, beschäftigten den Fabrikanten und erschwerten jede Planung. Hinzu kam das Schicksal der beiden Niederlassungen in Belfort und Amsterdam, deren Zukunft lange ungewiss war. Unter anderem dank Lieferungen nach England, Deutschland und Frank-

Die 1894 errichtete, mehrfach erweiterte Strickerei Achtnich im Winterthurer Neuwiesen-Quartier. Zeichnung aus der Zwischenkriegszeit. (Winterthurer Bibliotheken, Studienbibliothek)



Das Album «Kriegserinnerungen», Titelblatt des ersten Bands. Alle folgenden Bilder stammen aus diesem Band. (Winterthurer Bibliotheken, Studienbibliothek, Ms. Achtnich 16)



reich gelang es Martin Achtnich, im Lauf der Kriegsjahre die Produktion auszuweiten und wieder mehr Leute einzustellen; er war sich aber – wenigstens im Rückblick – bewusst, dass nach dem Krieg die Situation rasch umschlagen konnte. Als die Amsterdamer Fabrik 1923 unter grossem finanziellem Opfer aufgegeben wurde, zog Achtnich bezeichnenderweise das folgende Fazit: «Als der Friede kam (für uns der Platzregen des Evangeliums), wurde die Kundschaft uns weggeschwemmt.»

«Kriegserinnerungen 1914/19»

(Auszüge aus dem maschinengeschriebenen
Manuskript von Martin Achtnich-Raithelhuber)

«Heute liegt der Krieg ein volles Jahrzehnt hinter uns, tief hat er in das Leben unseres Volkes gegriffen [...], und doch scheint all das, was vor 10 und noch mehr Jahren tagtäglich unser Leben erfüllte, in weite Ferne gerückt, wir haben die Nöte der damaligen Zeit vergessen. [...]»

Auf die Lebensmittelläden wird förmlich Sturm ge- laufen und in etwa 2 Tagen sind sie ausverkauft. Zucker war schon Montag abend den 27. [Juli] nicht mehr zu bekommen. Die Banken werden gestürmt, die Spargelder zurückfordert und von den Behörden wird erst eingegriffen, als schon ungeheure Mengen Gelder zurückgezogen sind. Auch wir haben uns dieser Massensuggestion des Einkaufens nicht entzogen und Mehl und Konserven zugelegt. [...] Was wird aus uns? Was aus den Fabriken? Kann weiter gearbeitet werden? [...] Ich selber werde an das Telephon gerufen. Ein Telegramm von meinem Bruder Walther aus Amsterdam frägt: «Was tun». Ich telegraphierte zurück: «Heimkommen». Das Telegramm ist nie an seinen Bestimmungsort gelangt. [...]»

So rückt der 1. August heran. Am Tag vorher sind schon die für England bestimmten Sendungen von Basel zurückgekommen. Keine Möglichkeit zu spezieren. Bestellungen laufen überhaupt nicht mehr ein. Das, was da ist, wird etwa für drei Wochen reichen bei ausgiebigem Arbeiten. Unser Prokurist Herr Bohler kommt aus den Ferien zurück. Auch er muss zum bewaffneten Landsturm. Wir lassen kurzerhand alle Arbeiterinnen zusammenkommen und teilen mit, dass wir auf 14 Tage künden. Das war nun auf jeden Fall sehr unklug gehandelt. [...] Mir ist es schwer ums Herz und einzelne der Arbeiterinnen weinen. Kurz darauf werde ich ans Telefon gerufen. Belfort wünscht mich zu sprechen. «Herr Achtnich, wir wären so weit, eben haben die 5 Kanonenschüsse über die Stadt hingedonnert. Mobilisation générale. Alle Fabriken sind geschlossen und die Leute warten auf den letzten Zahltag, um dann Haus und Hof zu verlassen. Innert 5 Tagen muss Belfort von der Zivilbevölkerung geräumt werden. Als Fremde müssen wir zuerst weg. Senden Sie uns

Collage mit Militärpostkarten: ein bunter und attraktiver, aber einseitiger Blick auf den Kriegsalltag.

Der Schrecken beginnt:
Vereidigung der Winterthurer Truppen vom 5. August 1914, Kriegsgefangenenpost sowie von der Zensur geöffnete Geschäftsbriefe.

telegraphisch Fr. 2500.–, damit wir die Leute noch auszahlen können. Und nun Gott befohlen». Das Herz war mir schwer, der Kopf voll. Das Geld kam nicht mehr nach Belfort, der Credit Lyonnais schloss seine Schalter schon am Vormittag. Nach dem Mittagessen ging ich in den Wald. Ich hatte das Bedürfnis Luft zu schöpfen und all das zu verarbeiten, was ich heute in der kurzen Spanne Zeit erlebt hatte. Was wird kommen? Wie werde ich das Familienvermögen durch diesen Sturm hinüberretten, wenn es überhaupt zu retten ist? Wie werde ich Belfort, das wir in vier Jahren harter Arbeit zu einem guten kleinen Geschäft emporgearbeitet haben, wiedersehen? Ein Trümmerhaufen in deutschen Händen? Werde ich dann die Mittel und die Energie besitzen, wieder alles, alles von vorne anzufangen? Die ganze französische Kundschaft verloren, ein neues Gebiet zu bearbeiten und sich einen ganz und gar neuen Kundenkreis zu schaffen? [...] Wenn Belfort deutsch wird, wie viele der Arbeiterinnen werden zurückkommen, die jetzt ins Innere von Frankreich abgeschoben wurden? Was wird aus der Amsterdamer Unternehmung? Was aus Winterthur?, wenn die Fabriken nicht arbeiten. [...]»

Am Abend kommt mein Bruder aus Holland nach Hause. Er weiss allerhand Interessantes von seiner Reise durch das mobilisierende Deutschland hindurch zu berichten, über die Kriegserklärung an Russland, das Ultimatum an Frankreich wird hin und her debattiert. Der Sonntag sah mich in der Kirche. Not lehrt beten. Merkwürdig, wie voll die Kirche ist, selbst auf der sonst so leeren Männerseite. Die ganze Stadt scheint heute in einem Taumel, die wildesten Gerüchte schwirren durch die Luft.

Spät abends kehrt zu unserer grossen Überraschung der Bruder meiner Frau bei uns ein, Paul Raithelhuber. Er kam aus Frankreich, wo er in Grenoble



Correspondance des Prisonniers de Guerre

Bureau international de la Croix-Rouge
Genève

= remitter = Mr. M. Achtnich
Heiligbergstrasse 18
Winterthur Swiss

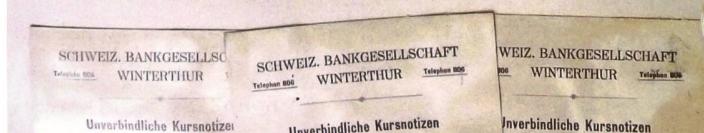


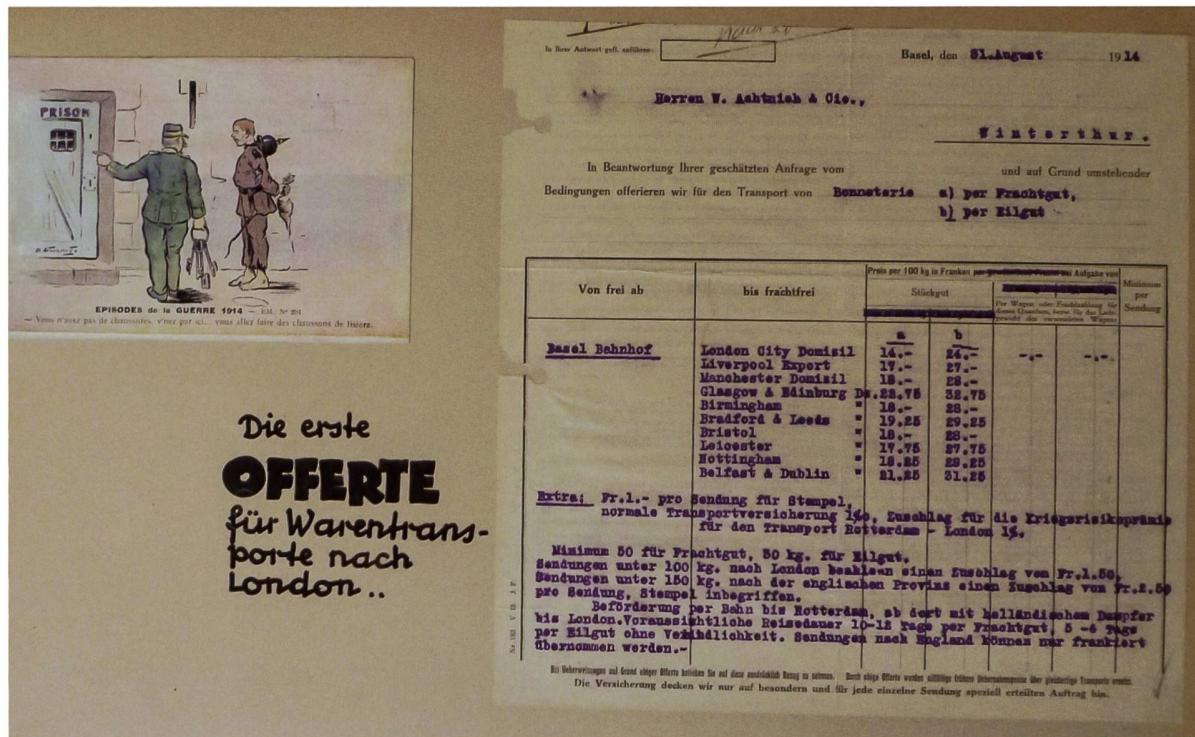
Mittwoch · 5 · Aug · 1914
Vereidigung

der an die Grenzwacht
ziehenden Winterthurer
Truppen ..



durch die
ZENSUR
geöffnete Briefe.





für die Firma Voith in Heidenheim dabei war, eine Papiermaschine zu montieren. Wir hatten uns das Wiedersehen mit ihm anders vorgestellt. Am folgenden Tag nahm er von uns Abschied und fuhr der Heimat zu, nach wenigen Tagen schon stellte er sich als Kriegsfreiwilliger und 1917 hat er für sein Vaterland sein Leben gelassen. [...]

Mittwoch, den 5. August. Die Winterthurer Bataillone werden vereidigt. In Gehrock und Cylinder hält der Stadtpräsident seine Rede, unter den Klängen des Fahnenmarsches schreitet die Fahne die Reihen ab, die Eidesformel wird verlesen und das Meer der Hände reckt sich in die Höhe und durch die Reihen rauscht es: «Ich schwöre es». Ich denke zurück an jenen Sonntag dieses Jahres, an den letzten im April, wo ich der Appenzellerlandsgemeinde in Trogen beiwohnte. Wer hätte gedacht, dass es so bald bitter ernst werden würde! Wie treten die Sorgen des Einzelnen zurück, hinter der geschlossenen Macht seines Volkes, das da bereit ist, alles für die Wohlfahrt des grossen Ganzen aufs Spiel zu setzen. Heute morgen wurde den Arbeiterinnen mitgeteilt, dass wir die Fabrik am nächsten Tag überhaupt schliessen, es ist uns unmöglich, weitere Sendungen ins Ausland zu machen und ohne Eingänge in der allernächsten Zeit wird der Bankkredit, der zur Verfügung steht,

überschritten. Wir sind mit unserem Export ja ganz und gar von England abhängig. Mit ist's weh ums Herz. [...]

Vom 9. bis 29. August. Die Fabrik steht. An Arbeiten ist nicht zu denken. Allerdings hat sich für den Versand der Waren dieser Tage wieder ein Weg gezeigt. Deutschland erlaubt, dass Sendungen, welche aus der neutralen Schweiz für England bestimmt sind, passieren, solange es nicht Kriegscontrebande ist. Extratransportspesen, Kursverlust auf englischem Geld, Extrafarblöhne, Kriegstransportversicherungen, das alles macht einen solch enormen Betrag aus, sodass diese Ausgaben etwa 15% vom Wert der Ware ausmachen. Wir denken aber, etwas Arbeit ist immer besser als keine, daher unsere Proposition zu halben Löhnen und Salahren zu arbeiten, die glatt abgelehnt wurde. Die um 50% gekürzten Löhne hätten auf dem Fertigprodukt 8–9% ausgemacht. Auf die Gegenofferte von 75% der Arbeiterschaft konnte ich, so wie die Verhältnisse in den Tagen lagen, einfach nicht eintreten. [...] Von England bekommen wir wieder Berichte, es ist nun möglich, von dort Bestellungen zu bekommen. Im Lauf der ersten Septemberwoche haben wir auch zwei sehr grosse nette Bestellungen erhalten, die uns mit dem, was noch da ist, für etwa 3 Monate Arbeit sichern. Das

Rückkehr zur «Normalität»:
Frachtkosten für Transporte
nach England vom 31. August
1914.

Ein lieb gewordenes und
jetzt plötzlich akut bedroh-
tes Standbein: die Tochter-
firma in Belfort. Werbebild
mit der Kathedrale und der
Festung von Belfort.



Merkwürdige ist, die Bestellungen sind durchwegs doppelt so gross, als die letztjährigen, an den Preislagen sieht man, dass es sich um Nummern handelt, die früher ihren Weg nach Chemnitz genommen haben. Der englische Geldkurs wird besser, man verliert wenigstens nicht mehr 8% auf dem Geld, wie in den ersten Tagen der geschäftlichen Panik. Wir wollen nun wieder einen Versuch mit Arbeiten machen und können jetzt auf die Proposition der Lohnreduktion von 25% eintreten. Von Geldverdiensten wollen wir in diesen schweren Zeiten nicht sprechen, aber wenigstens den Wunsch zu hegen, unseren Verpflichtungen der Bank als Darlehensgeber und unseren Warenlieferanten gegenüber nachzukommen, das scheint mir ein durchaus gerechtfertigtes Begehr. Ich füge unseren Aufruf an die Arbeiterschaft bei, daneben aber auch die Anremplung der Arbeiterzeitung. Eine andere Frage ist, ob wir die Waren, die wir jetzt fabrizieren, und die im Januar zum grösseren Teil lieferbar sind, auch wirklich nach England verschiffen können. [...]

Da ich selbst keinen Militärdienst zu leisten habe, wurde ich einer dieser Tage (Sept. 14.) aufgeboten, beim Reinigen von Waffenrücken (Landwehruniformen) zu helfen. Man musste da, mit einer Bürste bewaffnet, kräftig an den Röcken bürsten. Ich habe

das ein paar Tage mitgemacht, dann wurde mir die Sache zu dumm, und ich habe Albert Dintheer Sohn als Ersatz gesandt, der ist nun aber auch froh, dass ich ihm nach einer Woche Arbeit einen Ersatzmann verschaffte. Mein Dienst für das Vaterland war nur von kurzer Dauer. Meine Frau freute sich königlich über diese mir zu Teil gewordene Arbeit.

Montag, den 5. Oktober. Herr Dintheer kommt unerwartet von Belfort zurück. Er hat die Erlaubnis erhalten, für die Militärbehörden zu arbeiten, und nur unter dieser Bedingung wird ihm ein Verweilen im Festungsrayon zugestanden. Herr Abt, unser Mechaniker, darf die Truppe verlassen, um in der Fabrik mitzuhelpen. [...] Vor dem officier de l'intendance und dem Festungskommandanten wird ein peinliches Verhör über die Staatsangehörigkeit der Familie Achtnich vorgenommen. [...] Wir sollen hier in Winterthur für das Platzkommando Belfort 1000 Dutzend Herrenunterhosen aus Baumwolle anfertigen. Alles soll aber bis spätestens 15. Dezember geliefert sein. Um das Quantum überhaupt in der Zeit fertig zu machen, müssen aber auch dünne Sommerhosen mitabgenommen werden, da hier nicht so viel grobe Maschinen zur Verfügung stehen. In Belfort selber werden sogenannte ‹Maillots› gemacht, wollene Sweaters, die über die Uniform angezogen werden.

Die Herrenunterhosen werden an die Galeries Modernes in Belfort fakturiert. Das ist der offizielle Abnehmer, was weiter damit geschieht, wissen wir offiziell nicht. [...] Könnte Belfort die Hilfsmaterialien nicht aus Winterthur beziehen, so wäre an ein Arbeiten überhaupt nicht, oder nur an ein stark erschwertes zu denken. Wenn wir nur die Leute zum Arbeiten hätten. Vor dem Krieg waren in Delle und Belfort an die 100 zusammen beschäftigt; jetzt heisst es ganz von vorne anfangen. Alle unsere Arbeiterinnen sind bei dem grossen Exodus in den ersten Augusttagen ins Innere von Frankreich abgeschoben worden. Die Mädchen, die uns jetzt zur Verfügung stehen, kommen aus den umliegenden Dörfern und müssen neu angelernt werden. Es sind etwa 20, die Zahl wird in den nächsten Wochen auf 30 erhöht. Abends kann man nur bis zur Dunkelheit arbeiten. Die Festungstore oder vielmehr die Stadttore werden geschlossen, und zudem wagen wir kein Licht anzuzünden, da wir sonst ein zu gutes Ziel für die deutschen Flieger abgeben würden.

20. November. Was ich vorausgesehen, ist eingetreten. Trotz billiger Rohbaumwolle haben die Spinner in der Schweiz und Italien um etwa 50 Centimes per kg aufgeschlagen. Was überhaupt in nächster Zeit an Garnen zu haben ist, wurde von Deutschland aufgekauft, zu stets steigenden Preisen. Die Spinnereien, die noch Anfang Oktober für Lieferungen 2-3 Wochen Lieferzeit ausgedungen haben, sind mit Bestellungen bis Ende März überhäuft. Ob wir Neutralen zwar unsere Baumwolle erhalten werden, ist auch noch eine Frage, die offen steht. England hat wohl der amerikanischen Union gegenüber erklärt, dass Baumwolle nicht als Kriegskontrebande behandelt werde, aber von den Vereinigten Staaten bis in die Schweiz ist ein langer Weg.

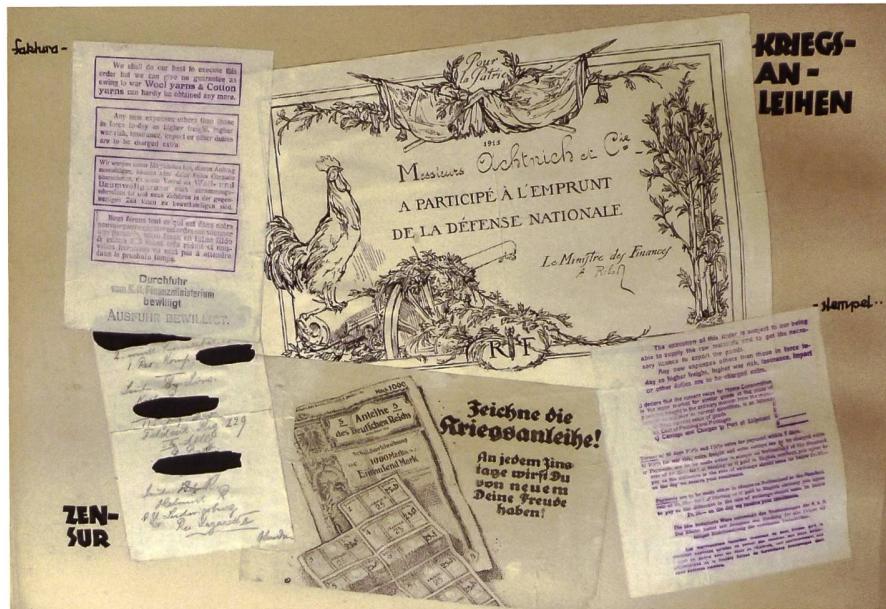
2. Dezember, Mittwoch. Ich fahre nach Bern um dort einen Auftrag auf Bundesliser für die Soldaten zu nehmen, da wir nicht die Erlaubnis bekommen, die schweren rein wollenen Lismer für Breuninger in Stuttgart auszuführen. Es wird ein Auftrag auf 2000 Stück erteilt, lieferbar Dezember-Januar. In Bern werde ich vom Bundeshaus in die Stadt gesandt, dort in die Kriegstechnische Abteilung, wo mich ein elegant gekleideter Major nach längerem Warten abhört, von dort werde ich ins Zeughaus aufs Beudenfeld dirigiert. Von 200 000 Stück, die

die Eidgenossenschaft aufgeben möchte, hat sie nur 100 000 plazieren können. [...] In die ersten Monate des Jahres 1915 fiel auch die Gründung der «SSS» = Société Suisse de Surveillance économique [sic]. Die Schweiz wie die übrigen neutralen Länder sahen sich in der Zufuhr ihrer Lebensnotwendigkeiten durch die Krieg führenden Staaten behindert. Um ihr wirtschaftliches Leben im Lauf zu halten, waren sie vor allem auf den guten Willen der Alliierten angewiesen, welche die überseeischen Märkte für Korn, Baumwolle und Wolle in Händen hielten. Deutschland kontrollierte die Zufuhr von Kohle und Erz. So wurden denn die wirtschaftlichen Verbände der SSS der Schweiz und entsprechend ähnlichen Organisationen in den übrigen neutralen Ländern gegründet. [...] Die Statuten wahrten nach aussen hin das Gesicht der Unabhängigkeit; in Tat und Wahrheit aber musste sie als Instrument der Alliierten wirken, von denen wir ja für die Zufuhr von Baumwolle und Wolle abhängig waren. Nicht ohne ein dramatisches Zwischenspiel geht es ab. «Ja was da verlesen wurde, lasse wenig von unserer schweizerischen Selbständigkeit ahnen. Wir feiern doch in diesen Tagen die Säkularfeier der Morgartner Schlacht. Die beiden Herren, die der Bundesrat als Vertrauensleute in das Komitee zu wählen hat, seien doch nichts anderes als die Vertrauten der Entente.» Das Murmeln schwollt an, und es erhebt sich die greise Gestalt von Nationalrat Gugelmann: «Meine Herren, an dem was gesagt wurde, lässt sich nicht deuteln, aber ich bin Fabrikant, hunderte von Leuten, die in meinem Unternehmen arbeiten, warten täglich auf ihr Brot; wenn die Nahrung uns enthalten wird, dann meine Herren, dann geht es um die Existenz des Ganzen, davon nimmt keine Schützenrede etwas weg [...].»

Unser damals noch existierendes holländisches Unternehmen brachte es mit sich, dass ich beinahe alle paar Monate die Reise nach Amsterdam über Deutschland machen musste. Die Strecke, die heute bequem im Nachtzug durchmessen wird, sie brauchte damals an Stunden das Doppelte. Endlos die Zeit, die mit den Untersuchungen von Pass und Gepäck auf den Grenzstationen zugebracht wurde. Zu nahe lag Basel dem Kriegsgebiet, unser Ausfalltor für die Reisen ins deutsche Reich war Schaffhausen oder Friedrichshafen. Was konnte man da auf der Fahrt nicht alles beobachten, wenn man Augen und Ohren auftat. Die Wogen der ersten Kriegsbegeis-

Die Kontakte einer Exportfirma: Zensur, nicht ganz freiwillige Kriegsanleihen, Durchfuhrbewilligungen.

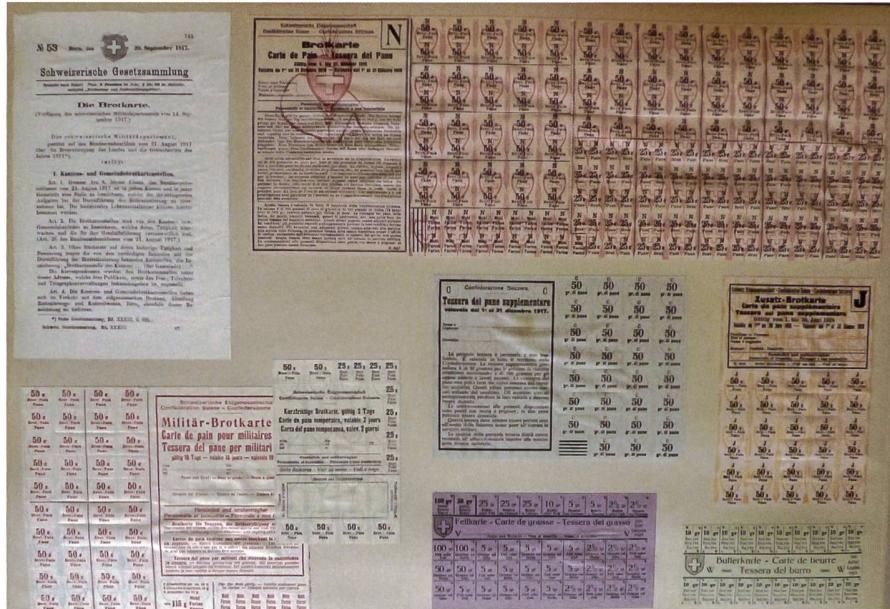
Visitenkarten der verschiedenen Firmen und der Schweizer Herkunftsnaheweis: ein für eine europäisch verwurzelte Familie kein einfaches Unterfangen.



terung legten sich mit den Monaten. Der Krieg ist kein Kinderspiel, und wie die Zeit dahinschlich, wurden auch die Menschen, die einem der Zufall gegenüber gesetzt hatte, schweigsamer, und die Not zeichnete mit ihrem Griffel die Züge.

Immer enger zog sich der Ring der durch die Kriegsführenden getroffenen wirtschaftlichen Mass-

nahmen in unserem Land. Brot, Mehl und Fett wurden rationiert und wie in den Nachbarländern, so hielt auch bei uns Brot-, Mehl- und Fettkarte ihren Einzug. [...] Der Hunger hatte Einkehr gehalten im deutschen Reich und wenn man das von der Heimat mitgenommene ‹Proviantpäckli› im Zug öffnete, so folgten einem verlangende, wenn nicht gierige Bli-



Die ästhetische Seite der Rationierung: Lebensmittelkarten-Collage.

Die holländische Tochter in Amsterdam. Die Verwaltung dieser teuren Niederlassung erforderte regelmässige Reisen quer durch Deutschland nach Holland.

cke. 1915 ass ich in Berlin im Hotel Excelsior eine Omelette aus Möweneiern.

Mit dem Verknappen der Vorräte setzte ein förmlicher Warenhunger ein. Die Bestellungen häuften sich, und mit dem Anziehen der Preise wuchs die Teuerung, die ihrerseits wiederum zu Lohn- und Gehaltserhöhungen führte. [...] Kurz nach der Gründung der SSS gingen auch die Zentralmächte daran, eine ähnliche Institution ins Leben zu rufen, war doch die Schweiz für ihre Kohle und verschiedene Industrieerzeugnisse auf das Wohlwollen der Mittelmächte angewiesen. Die für unsere Strickmaschinen notwendigen Nadeln konnten wir, soweit es gewisse Feinheiten betraf, nur gegen eidestattliche Erklärung erhalten, dass keine damit hergestellten Produkte nach den Ländern der Entente ausgeführt würden. So lange uns die Exportmöglichkeiten nach England offen standen, haben wir während den ersten Kriegsjahren hauptsächlich dort unseren Absatz gesucht und gefunden. Mit den sich häufenden Schwierigkeiten aller Art waren wir schliesslich darauf angewiesen, uns anderwärts umzutun. Die SSS-Bedingungen liessen uns die Möglichkeit offen, nach den Zentralmächten Unterkleider für Frauen zu exportieren, und von dieser Erlaubnis wurde mit der Zeit von allen Strickwarenfabrikanten ausgiebig Gebrauch gemacht. Es war die deutsche Heeresverwaltung, die durch ihre Unterhändler zu stets steigenden Preisen aufkaufen liess, auf was immer sie

Hand legen konnte. Länge und Breite des Fabrikates waren uns durch die Bestimmungen des SSS Status vorgeschrieben, aber schliesslich nahm man uns ab, was eben zu haben war.

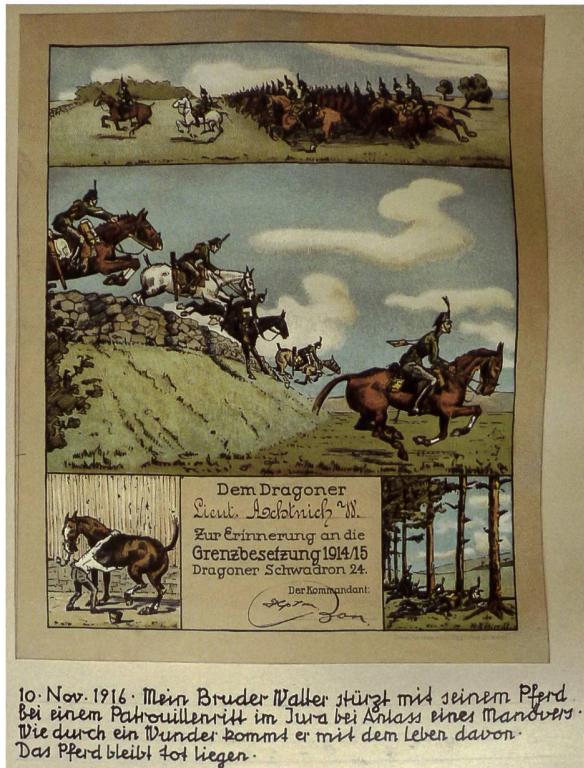
1916 war ich auf einer Reise nach Holland bei meinen Schwiegereltern in Gemmrigheim, dort habe ich zum letzten Mal meinen jungen Schwager Paul gesehen, der auf Urlaub im Elternhaus weilte. Ich war Zeuge des herzzerissenden Abschieds und musste mir sagen, dass all unsere Not nicht zählt, nichts ist im Vergleich zum Opfer, das die Eltern bringen müssen, die ihre Söhne in steter Lebensgefahr draussen im Schützengraben wissen. [...] Am 12. November 1917 ist unser Vetter Paul Glitsch, ein Schüler der Offiziersschule, in Petersburg bei den Straßenkämpfen gefallen, ein Opfer der russischen Revolution. Er war die Hoffnung und der Stolz seiner Mutter. Wir zählten auf ihn als den künftigen Leiter des alten Familienunternehmens in Sarepta. [...]

Im September 1918 fiel mir auf einer Rückreise von Holland auf, dass die Verhältnisse in Deutschland dem Ende zudrängten. Mit eisernem Griff hatte die Not alles mit Beschlag belegt und Hunger und Entbehrung die Gesichter gezeichnet. Es war eine wahre Erlösung, in Köln endlich seine Glieder recken zu können. Vergeblich spähten wir nach einem Dienstmänn aus, als plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, ein kleiner niedlicher ‹Dienstkäfer› uns



seine Dienste anbot. Eifrig holte die Kleine einen Wagen herbei, auf dem sie unsere Gepäckstücke zum anderen Zug rollte. Sie schien ihrem Kleidchen nach zu schliessen, auch bessere Zeiten gesehen zu haben. So wurde es mir denn nicht schwer, mich von einer meiner Schokoladentafeln zu trennen und ihr dieselbe, nachdem sie uns geholfen, die sieben Sachen zu verstauen, feierlich zu überreichen. Ach, ihr hättest das Mädchen sehen sollen: dunkelrot überzog sich sein Gesichtchen, es stammelte noch einen Dank, und wenn ich einen Kuss verlangt hätte, wäre er mir wohl auch zuteil geworden. Der Vorgang blieb nicht unbemerkt. Eine ältere und eine jüngere Dame sassen neben uns, und die Mama bemerkte noch: «Na, die hat aber einen guten Tag gehabt; 10 Mark ist so eine Tafel schon wert, wenn man sie überhaupt bekommen kann.» Ein Feldgrauer, der von Arras kam, hatte sich auch noch zu uns gesetzt und ergötzte sich an den Gesprächen der beiden Damen, die sich gegenseitig all ihre kleinen häuslichen Sorgen verklagten. Da mag einem wohl all der Kirmskram merkwürdig berühren, wenn man nach 18 Monaten wieder Frau und Kind besucht, und all die Zeit nichts als Not und Elend

gesehen hat. Später stieg noch ein Arzt ein, der auch im Feld gelegen und jetzt als Invalider zu Hause seinem Beruf nachgeht. [...] Und als beim Öffnen der Tasche der Blick meines Nachbars auf die Schokolade fiel, die dort aufgehäuft lag, konnte er der Versuchung nicht widerstehen und bat: «Ach bitte, bitte, lieber Herr, verkaufen Sie mir doch eine Tafel. Kostenpunkt gleichgültig. Ich habe so ein kleines Töchterchen zu Hause und möchte dem gerne eine Freude machen.» Verkauft habe ich nichts, aber ihn, wie auch den Soldaten, mit einer Tafel erfreut. [...] «Nein, zu bitten hätte ich nicht gewagt», murmelte der Feldgrauer vor sich hin, als er die Schokolade in seinen Rucksack versenkte. Ach es ist doch traurig, wenn man sieht, wie es an allem fehlt, wie sich die Hände zitternd nach ein paar Zigarren oder ein paar Tabakblättchen ausstrecken. «Geben Sie mir doch noch eine Tafel, lieber Herr», flüsterte mir der Doktor ins Ohr, als er sich von dem Feldwebel gegenüber unbeachtet wähnte, «diesmal will ich aber zahlen.» Als ich hierauf meinte, auch ich hätte kleine Nichten und Neffen, die ihre Händchen nach einer Schokolade ausstrecken würden, fuhr er in sich zusammen und bat um Entschuldigung: «Ach, lieber



Der «Schrecken» des Krieges: Während in Russland und Frankreich Verwandte umkamen, erlebte die Familie Achtnich in der Schweiz «nur» einen schweren Unfall, als der Bruder von Martin 1916 bei einem Patrouillenritt stürzte. Er blieb unverletzt, dass Pferd hingegen starb.

Herr, sie wissen ja gar nicht, wie schwer wir es haben, wie wir uns jeglichen kleinen Genuss versagen müssen.» Verstohlen stecke ich ihm noch eine Tafel in die Tasche, worauf er meine Hand wohl viermal suchte und drückte. [...]

Unterwegs fiel mir auf, wie wenig höflich der gewöhnliche Soldat seinem Vorgesetzten begegnete. In vielen Fällen unterblieb der militärische Gruss und die Offiziere übersahen geflissentlich das Nichtgegrüsstwerden. Es gährte und die Unzufriedenheit machte sich allerwärts Luft. In Russland hatte eine Arbeiterregierung die alte kaiserliche Herrlichkeit hinweggefegt und mit dem deutschen Reich in Brest-Litowsk Frieden geschlossen. In der Schweiz, das sich als eines der fortschrittlichsten Länder rühmt, wollte man nicht zurückbleiben. Neue Zeiten erfordern auch neue Kampfformen, ruft das Manifest der kommunistischen Partei der Schweiz den Arbeitern zu. [...] Der Generalstreik (9. 11. 1918), der vorher durch «das Oltener Aktionskomitee» vom Zaun gebrochen wurde und die bürgerliche Ordnung hinwegfegen sollte, hatte versagt und war in sich zusammengebrochen. Wir hatten hier in der Schweiz die Revolution gestreift. Monate vorher hatte ich auf einer Reise nach Bern die

Bekanntschaft von Nationalrat Grimm, einem der Führer in diesem Revolutionsputsch, gemacht. Ich reiste in Gesellschaft meines Schwagers Gustav von Schulthess. Man sprach über die in Russland eingetretene Umwälzung. «Ja», meinte er ganz beiläufig im Gespräch, «auch bei uns bahnen sich grosse Dinge an und vieles wird in den nächsten Monaten von Grund auf anders werden.» Ob er mich schon an irgend einem Laternenpfahl baumeln sah? als Repräsentant des ihm unsympathischen Freisinn.

In den letzten Kriegsjahren hatten wir die der Firma gehörenden Grundstücke, so gut es ging, landwirtschaftlich ausgenutzt. Kartoffeln wurden gezogen und auch einmal zwei Schweine gezüchtet. [...]

Noch heute, beinahe 10 volle Jahre nach Friedensschluss, tragen wir an den Folgen jener schweren Zeit, ja die Jahre nach dem Kriege waren für Viele schwerer und drückender, als jene Monate des Hofens und Harrens, da die Gemüter in ständiger Spannung gehalten wurden. Nun hiess es, die Rechnung begleichen, und dieser Zahltag ist in keinem Land und durch keine Inflation aufgehalten worden. Einmal ist jedem bitter klar geworden, was er an materiellem Gute eingebüsst. Armut und Arbeitslosigkeit

machten sich breit, auch bei uns in der Schweiz. Die zu hohen Preisen im Taumel des Kriegsbedarfshun-gers angeschafften Vorräte mussten zu ungeheuren Verlusten liquidiert werden, und heute noch sind wir daran, die uns damals gewordenen Verluste unserer Winterthurer Fabrik abzutragen, und das unter Schwierigkeiten, die wir Jahre vorher uns nicht hätten träumen lassen. Die alten Absatzgebiete sind uns durch die durch fremde Regierungen getroffenen Zollerhöhungen zum grössten Teil genommen. Neue Fabrikationsmöglichkeiten wurden studiert, Maschinen umgebaut und neue angeschafft, und so suchen wir, mein Bruder und ich, das alte väterliche Geschäft einer neuen Blüte entgegen zu führen. Auch für uns gilt: Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen. In diesen Jahren habe ich drückende Geldsorgen kennen gelernt, unter denen ich beinahe zusammengebrochen bin und die mir des Nachts manche Stunde den Schlaf fern hielten. Ich weiss, was die Bitte des grossen Gebets bedeutet: ‹Gib uns heute unser täglich Brot›, denn so oft haben wir mit Bangen dem Augenblick entgegen gesehen, da wir für unsere Maschinen keine Arbeit mehr haben würden. Bis jetzt ist uns immer noch gnädig durchgeholfen worden. Zu all den Sorgen des Winterthurer Geschäftes gesellten sich die Schwierigkeiten des holländischen Unternehmens, das schliesslich aufgegeben werden musste. Ein grosses Stück Vermögen ist dort verloren gegangen; und doch war es gut so. Schmerzliche Erfahrungen knüpfen sich an diese Begebenheiten. Wenn ich meinen Nachfahren einen guten Rat geben darf, so ist es die alte Weisheit, dass man nicht bürgen und nicht Geschäfte treiben soll, die über den Rahmen der eignen Mittel hinauswachsen. [...]

Meine Erinnerungen will ich schliessen mit dem Eindruck, den mein erster Besuch in Belfort nach dem Waffenstillstand, nach all den Kriegsjah- ren, auf mich machte: Nie werde ich vergessen, wie ich im Auto von Delle kommend, zum ersten Mal wieder am Horizont die alte Citadelle auftauchen sah und dann, wie ich in Belfort von Vater und Sohn Dintheer ins Fabrikgebäude geführt wurde und das Rascheln der auf und absteigenden Nadeln an mein Ohr rauscht.»

Anmerkung

¹ Der Beitrag stützt sich auf Niederhäuser, Peter: Unterwäsche aus Winterthur. Die Industrie- und Familiengeschichte Sawaco Achtnich, Zürich 2008. Dort finden sich alle weiterführenden Hinweise. Die beiden Alben werden in den Winterthurer Bibliotheken, Studienbibliothek, aufbewahrt: Ms. Achtnich 16 und 17; die «Kriegserinnerungen» sind in Privatbesitz und werden künftig am gleichen Ort zugänglich sein.

2. Bulletin

des

Landboten und Tagblatt der Stadt Winterthur
vom 1. August 1914.

B e r n

1. August. (Privat-Telegramm). Der Bundesrat beschloß, die gesamte Armee aufzubieten und zu mobilisieren.

Der erste Tag der Mobilisation ist der 3. August.

Der Kriegsbetrieb der Eisenbahnen, der Konstruktionswerkstätten, der Pulversfabriken, Munitionsfabriken, Waffenfabriken, der Remontendepots und der Pferderegionaleanstalten, der Territorial- und Etappenpost, Feldpost- u. Telegraphendienst und die Bewachung der Pulverhäuser sei sofort zu organisieren.

L Die Bundesversammlung ist auf nächsten Montag einberufen zur Besprechung der Situation, zur Wahl des Generals und zwecks Beschlusffassung über die Ausgabe von 5 Fr. Noten.

Paris. Auf den Deputierten **Jaurès** ist heute abend gegen 11 Uhr ein Attentat verübt worden. Er wurde durch zwei Revolverschüsse tödlich verletzt und starb sofort.

Extrablatt des Landboten vom 1. August mit der Ankündigung der Mobilisation. (Stadtbibliothek Winterthur, Studienbibliothek, Ms. Acht-nich 16)

Vereidigung der Winterthurer Truppen am Mittwoch, 5. August 1914, vor dem Stadthaus in Winterthur. (Stadtbibliothek Winterthur, Studienbibliothek, Ms. Acht-nich 16)

Erinnerung an die Grenzbesetzung von 1914. (Schweizerisches Sozialarchiv, F_Ka-0001-724)

